

UMSCHAU

Zwischen Byzanz und Futurismus

Pawel Florenski – der russische Leonardo¹

Am 9. Januar 1882 wurde Pawel Florenski in dem kleinen Nest Jewlach (Gouvernement Jesi-sawetpol) geboren, wo sein Vater am Bau der Transkaukasischen Eisenbahn beteiligt war. Seine Mutter stammte aus einem hochangesehenen armenischen Fürstengeschlecht aus Berg-Karabach, das unter dem Druck der Perser nach Georgien emigriert war und dort als Großkaufleute Einfluß gewonnen hatte. Die indifferente laizistische Einstellung des Elternhauses vermittelte dem jungen Pawel keine religiöse Prägung. Bis 1900 besuchte er das 2. Klassische Gymnasium in Tiflis. Seine streng auf Mathematik ausgerichtete Ausbildung, vor allem bei Nikolai Bugajew, dem Begründer der Arithmologie und Vater des Dichters Andrej Bely, begann an der Moskauer Universität. Die Kandidatenarbeit über das selbstgewählte Thema „Über die Besonderheiten flacher Kurven als Orte der Durchbrechung ihrer Kontinuität“ schrieb er als Baustein seines Werks mit allgemeinem Charakter: „Diskontinuität als Element der Weltanschauung“.

Gleichzeitig studierte er an der Historisch-Philologischen Fakultät bei dem Solowjowschüler Fürst Sergej Trubezkoi (1862–1905) und ließ ebenfalls Interesse an Kunst (Museen, Architektur, Konzerte) erkennen. Auch wenn er intensiv seine mathematischen Studien fortsetzte, verschmähte er das 1904 erfolgte Angebot, am mathematischen Lehrstuhl zu bleiben.

Auf den Rat von Bischof Antoni, den Florenski durch Belys Mutter kennengelernt hatte, wechselte er zur Geistlichen Akademie in Sergijew Posad (während der Sowjetzeit: Zagorsk), um seine universelle Weltanschauung zu begründen. Und das bedeutete, Philosophie, Archäologie und Religionsgeschichte nicht partiell und losgelöst voneinander zu betrachten, sondern wie ein großes zusammengesetztes Puzzlespiel zu sehen. „Meine Beschäftigung mit Mathematik und Phy-

sik zeigte mir die formale Möglichkeit einer theoretischen Grundlegung der allgemeinemenschlichen religiösen Weltanschauung (Idee der Diskontinuität, Theorie der Funktionen, Zahlentheorie). Philosophisch und historisch überzeugte ich mich davon, ... daß die Religion von der Menschheit nicht zu trennen ist.“

In Sergijew Posad lernte er den Priestermönch Isidor kennen, der neben Bischof Antoni zu seinem geistlichen Führer (Starez) wurde. In einem Brief vom 8. November 1904 schrieb er an seine Mutter: „Ich habe meinen Starez besucht, Starez Isidor. Als ich hinging, hatte ich gewisse Bedenken, aber dann kehrte ich leicht und freudig und mit neuen Kräften von ihm zurück. Er ist ganz einfach, ein ehemaliger Leibeigener des Grafen Tolstoi (nicht des Schriftstellers), er versteht vieles weit besser als die gelehrten Theologen, so daß ich die mir teuersten Gedanken zu meiner Freude bei ihm wiederfand, Gedanken, die viele gar nicht fassen... Vater Isidor ist so licht, so voll Liebe und Freude, es ist, als leuchte er.“

Bereits in einem Brief vom 3. März 1904 an seine Mutter bekundet er seine Absicht, „eine Synthese von Kirchlichkeit und weltlicher Kultur zu schaffen, sich vollständig mit der Kirche zu verbinden ohne jeden Kompromiß“. Im vierten Studienjahr wurde er für den Lehrstuhl der Philosophiegeschichte ausersehen, den er 1908 als Dozent und 1911 nach seiner Magisterdissertation „Über die geistliche Wahrheit“ als Professor innehatte.

Ohne in einer Gemeinde tätig zu sein, empfing er 1911 die Priesterweihe und redigierte vom gleichen Jahr an das Akademieorgan „Theologischer Bote“, dem er einen geschichtlichen Charakter gab, indem er Dokumente über die Geschichte der Weltanschauung und die Schulen im 18. und 19. Jahrhundert veröffentlichte. Das intellektuelle Spektrum seiner Themen ist verblüf-

fend weitgespannt: seit 1917 Vorlesungen über Physik und Mathematik am Pädagogischen Institut von Sergijew Posad, Vorlesungskurse zur Methodik der Geometrie und Mitarbeit an einer Enzyklopädie der Mathematik. Als Mitarbeiter an der avantgardistischen Kunsthochschule erarbeitete er eine Methode der ästhetischen Analyse und Beschreibung von Gegenständen alter Kunst, wofür er Daten aus der Technologie und Geometrie heranzog.

Ein russischer Leonardo da Vinci wurde er von seinen Zeitgenossen und Nachfahren genannt, nicht zuletzt wohl in Anspielung an den großen Leonardo-Roman Dimitri Mereshkowskis (1865–1941), den, wie auch den Lyriker Alexander Blok (1880–1921), Florenski über den bedeutenden symbolistischen Schriftsteller Andrej Bely (1880–1934) kennenlernte. „Der dunkle Flügel des Kommenden überschattet die Tage, die Seele ängstigen tiefe Träume. Es gibt nur einen Weg für die Menschheit. Der Umriß der Religion der Zukunft wird sichtbar“ (Bely). Gemeinsame Ahnungen über nahende apokalyptische Katastrophen mit dem bevorstehenden blutigen Paradigmenwechsel der bolschewistischen Oktoberrevolution 1917 führen die beiden Freunde aus der Zeit gemeinsamen naturwissenschaftlichen Studiums zusammen: den Dichter mit dem Pseudonym (Bely, der „Weiße“, spielt an auf die Farbe der Engel, die Reinheit und den religiösen Charakter seiner Kunstauffassung) und den Naturwissenschaftler, Fundamentaltheologen und Mystiker der orthodoxen Kirche („... nicht anders als über die Seele des anderen“. Andrej Bely und Pawel Florenski, Briefwechsel und Texte, Ostfildern 1994).

Nach der Schließung der Geistlichen Akademie durch die Sowjets leitete der begabte Experimentator an der Moskauer Fabrik „Karbolit“ die werkstoffwissenschaftliche Untersuchung dieses Kunstharzes auf seine Verwendungsmöglichkeit in der Elektrotechnik, über deren Ergebnis er ein Buch veröffentlichte. Seine Beschäftigung mit Hochspannungstechnik, Nicht- und Halbleitern und Transformatoren führte zu einer Reihe von Erfindungen, so daß er 1924 zum Mitglied des Zentralen Elektrotechnischen Rates der Hauptverwaltung für Energie und 1925 leitender Ingenieur an dem Laboratorium für die Prüfung und

Erprobung von Werkstoffen am Staatlichen Forschungsinstitut für Elektronik wurde. Bei aller Spezialisierung der Forschung bleibt sein Blick auf die großen Zusammenhänge gerichtet: Von 1927 bis zu seiner Lagerhaft 1934 war er Redakteur der 23bändigen „Technischen Enzyklopädie“, für die er allein 134 Artikel verfaßte. Auch dabei gilt sein Blick dem Ganzen der Welt: Fast prophetisch fragt er bereits 1925 in einem Beitrag der Zeitschrift „Elektrifizierung“ nach den Weltenergievorräten.

„Elektrifizierung plus Macht der Räte, der Sowjets“. Das war das Zauberwort der Revolutionäre. Wichtige Sowjetführer wie Bucharin überzeugten sich höchstpersönlich von den Fortschritten der Elektrifizierung des neuen Reichs. Der Maler und Kunsttheoretiker Lev Zegin, der einmal Florenski, eine exotisch-fremdländisch wirkende Erscheinung, im Institut in irgendeiner Angelegenheit aufsuchen wollte, erinnert sich: „Im Jahr 1919 war Trotzki einige Zeit Leiter der Energiebehörde. Er besichtigte das ganze Institut und bemerkte im Laboratorium, das im Souterrain lag, Florenski. Der war wie gewöhnlich in sein weißes Priestergewand gekleidet. ‚Wer ist denn das?‘ – ‚Professor Florenski.‘ – ‚Ach, Florenski, ich weiß Bescheid!‘ Und Trotzki ging zu ihm und lud ihn ein, am Kongreß der (Elektro-)Ingenieure teilzunehmen: ‚Nur, wenn möglich, nicht in diesem Aufzug!‘ – Florenski antwortet, daß er den Priesterstand nicht abgelegt habe und daher kein Zivil tragen könne. – ‚Ja, das können Sie nicht. Dann eben in diesem Kostüm.‘ Auf dem Kongreß (es handelte sich um den 8. Kongreß für Elektrotechnik, auf dem der Plan zur Elektrifizierung Rußlands erörtert wurde) hielt Florenski einen Vortrag, und man hörte empörte Ausrufe: ‚Ein Pope am Vortragspult!‘ ... Der Vortrag Florenskis war wie immer gehaltvoll und blendend in seiner Form. Er beendete ihn unter lebhaftem Applaus.“ Und doch: Nach seiner ersten Verhaftung und dem Erlaß des berüchtigten Religionsgesetzes von 1929, das den „Kultusdienern“ das Tragen geistlicher Kleider verbot, mußte Florenski klein beigeben und in ein russisch-folkloristisches Outfit ausweichen.

Ein Jahr nach der Oktoberrevolution, von 1918 bis 1920, wird Florenski zur Mitarbeit in

der Kommission zum Schutz der Kunst- und Altertumsdenkmäler des verstaatlichten Dreifaltigkeits-Sergij-Klosters berufen. Sein Vortrag „Die kirchliche Liturgie als Synthese der Künste“, ein aus dem konkreten Anlaß der Verstaatlichung geborener Beitrag, ist ein wohlbegründeter Einspruch gegen „den Weg seelenentleerender und abtötender Sammlertätigkeit“, der sich somit gegen das gerade auch bei uns praktizierte Herausbrechen eines Kunstwerks aus seinem Ensemble für den Museumszweck (oder sogar den arrivierten Hausgebrauch) wendet: „Die im voraus auf das Spiel der zitternden und von jedem Lufthauch bewegten Flamme bzw. die Farbreflexe, die das Licht bei seinem Durchtritt durch das bunte oder zuweilen geschliffene Glas auslöst, zuge dachte Ikone vermag in ihrer Eigenart nur unter einem solchen Lichtstrom wahrgenommen zu werden, der in ungleichmäßigen Brechungen gleichsam pulsiert. Im Museum hingegen sehen wir keine Ikonen, sondern einzig ihre Karikaturen.“

Wie in einer Zeitreise nimmt Florenski uns in die von ihm souverän beherrschte Kunstgeschichte mit. Er erinnert daran, daß während des Mittelalters, in dessen byzantinisch-geistiger Welt die Ikonenkunst begründet ist, die Künstler keineswegs die perspektivische Darstellungsweise, wie sie seit der Antike überkommen ist, verlernt haben. Die illusionistischen Darstellungen im Kunstgewerbe und bei der Theaterdekoration sowie die Neuerung der Renaissancemalerei bestand einzig darin, daß jetzt die hohe Kunst die Wirklichkeit der Welt immer mehr in ihrer fragwürdigen Kulissenhaftigkeit darstellte. Eine solche Oberflächenästhetik setze aber einen Betrachter gleich einem psychisch und physisch völlig passiven Theaterbesucher voraus, im Gegensatz zur Ikonenkunst, die geistige Urbilder „wesenhaft“ sichtbar mache und sich nicht sinnlicher Farben und Formen bedienen müsse. Sogar die großen Meister der perspektivischen Malerei, Dürer und Michelangelo, haben sich der „umgekehrten Perspektive“ der Ikonenmalerei bedient, um dem Betrachter weiter entfernte Gegenstände größer erscheinen zu lassen – Feststellungen, die sogleich bohrende Fragen nach den geistigen Grundlagen und dem Sinngehalt der westlichen Kunst seit der Renaissance sind.

Auch als Wegbereiter der Semiotik, der Wissenschaft von den Zeichen, die von den Menschen als Mittel der Verständigung benutzt werden, und Anreger der strukturalistischen Sprachwissenschaft hat der 1933 mundtot gemachte Priesterdenker seine geistigen Spuren gelegt. Auch Reflexionen über die Musik sind überliefert. Die Werke „Namen“ und „Denken und Sprache“ (beide in der auf 10 Bände geplanten Reihe im Kontext Verlag Berlin) künden von dem Wort als „menschliche Energie, sowohl des Menschengeschlechts als auch der einzelnen Person“ und zeugen von dem angeblich unnützen Botschafter eines überholten Bewußtseins, der als junger Wissenschaftler zu der existentiellen Erfahrung an einen personalen Gott, den Vater Jesu Christi und den Hervorbringer des lebensspendenden Heiligen Geistes, kam und der als wohl zu früh Geborener seiner wirren Zeit entgegengesetzt lebte und dachte.

Am 25. Februar 1933 wird Florenski in seiner Moskauer Wohnung von der berüchtigten GPU verhaftet. Vorausgegangen waren eine Inhaftierung 1928 und dreimonatige Verbannung nach Niznij Novgorod mit Arbeit im Radiolaboratorium sowie von 1930 an eine mehrjährige Hetzkampagne gegen den „Professoren-Popen“ als „hochgelehrten Krieger der Schwarzhunderter-Orthodoxie ... und der finstersten Mystik“. Stationen der Häftlingsodyssee sind das Butyrka-Gefängnis mit Verhören und Folter, ein phantastisches Geständnis, Mitglied eines Nationalfaschistischen Zentrums zu sein, und am 26. Juni 1933 seine Verurteilung wegen „konterrevolutionärer Agitation ... sowie organisierter konterrevolutionärer Tätigkeit“ zu 10 Jahren Arbeitserziehungslager nach Ostsibirien. Anfang Dezember bringt man ihn auf die 400 km entfernte Versuchsstation Skovorodino, wo er die mechanischen Eigenschaften und die elektrische Leitfähigkeit des Dauerfrostbodens erforscht.

Noch während des Besuchs seiner Frau und der drei jüngsten Kinder (von fünf) im Juli/August 1934 wird Florenski in die Isolierstation verbracht und danach in das berüchtigte „Lager zur besonderen Verwendung“ auf den Solovki-Inseln im Weißen Meer, 160 km südlich des Polarkreises, überführt. Nach der Verlegung in die Philips-Einsiedelei arbeitet er im Laboratorium der

lagereigenen Jodfabrik über Fragen der Gewinnung von Jod aus Algen. Er hält Vorträge über die Chemie und Technologie der Wasserpflanzen und arbeitet an Erfindungen, bis im Frühjahr 1937 das Lager in ein Sondergefängnis umgewandelt und das Regime verschärft wird. Sein letzter Brief an seine Familie ist vom 18./19. Juni 1937 datiert, und jeder Kontakt bricht ab. Ende des gleichen Monats beginnen die Massenerschießungen auf dem Sekirnaja-Berg, um das Lager zu „säubern“. Ein Sonder-Dreierausschuß des UNKWD für das Gebiet Leningrad verurteilt ihn am 25. November zum „höchsten Strafmaß“: 10 Jahre Haft ohne Korrespondenz. Das entspricht dem Todesurteil, das am 8. Dezember 1937 an einem bis heute unbekannten Ort vollstreckt wird.

Während seiner Lagerhaft schreibt Florenski – um Platz zu sparen in winziger Schrift und ohne Absätze – systematisch Briefe, die er fortlaufend nummerierte. Es sind bewegende Dokumente eines liebenden Ehemanns und Vaters, der interessiert nach dem Geschehen im Familienkreis fragt, aber auch von den Gedanken spricht, die ihn im Gulag beschäftigen. So doziert er in seinem Brief vom 3. Januar 1937 an seine Frau Annulja: „...Ich schicke Dir 4 Tafeln zum Studium der Alge *Polysiphonia urceolata*, forma *roseola*,

Gobi nannte diese Alge *Polysiphonia pulvinata*. Unansehnlich und klein, besitzt sie jedoch eine höchst bemerkenswerte Struktur (sie besteht aus einzelnen, in Bündeln zusammengewachsenen und in ein gemeinsames Futteral eingeschlossenen kleinen Siphon-Röhren, deren Wände mit rotem Pigment bedeckt sind) und vor allem ein hohes Alter: Sie reicht bis ins Präkambrium zurück, d.h. auf den Beginn der Entstehung des Lebens und der Bildung der Erdrinde.“ Es folgen lange präzise Beschreibungen chemischer und metallurgischer Phänomene, bis er selbstreflektierend fortfährt: „Ich wurde zur Unzeit geboren, und wenn man von Schuld spricht, so liegt darin meine Schuld. Vielleicht hätten meine Möglichkeiten in 150 Jahren besser genutzt werden können. Doch wenn ich das geschichtliche Umfeld meines Lebens in Betracht ziehe, so empfinde ich im wesentlichen keine Gewissensbisse über mein Leben. Eher umgekehrt. Ich bereue..., daß ich, da ich mich ganz der Pflicht hingab, mich nicht genügend für mich selbst verausgabte – mit ‚für mich selbst‘ meine ich Euch, die ich als Teil meiner selbst empfinde.“

Hans Steinacker

¹ P. Florenski, *Leben und Denken*. 2 Bde. (Ostfildern: edition tertium 1996).